

MONACHVM
BAVARIAE EODVM
CELEBRISSIMA
MDLX



MÜNCHEN

WIE BIER, MACHT *und* GLAUBE
EINE STADT ERBAUTEN



RICHARD LAUFENBURGER

München

Wie Bier, Macht und Glaube eine Stadt erbauten

R.G.Laufenburger

Copyright © 2026 by R.G. Laufenburger
All rights reserved.

No part of this book may be reproduced, stored, or transmitted in any form or by any means without prior written permission of the author or publisher, except where permitted by applicable copyright law.

Contents

Vorwort – Glaube und Korn	1
Teil 1	5
Vor dem Gesetz 720–1516	
1. Das Haus am See	6
746–1040	
2. Das Haus auf dem Hügel	14
720–1040	
3. Kaiser, Brücken und Märkte	24
1041–1158	

Vorwort – Glaube und Korn

Als sich Rom aus den Gebieten jenseits der Alpen zurückzog, blieben die Straßen bestehen, doch die Herrschaft löste sich auf. Steinerne Städte verödeten, Felder überwucherten, und die Marschrouten der alten Legionen wandelten sich zu Pfaden für Hirten und Pilger. Die Provinzen, die einst Rätien und Noricum hießen, lagen zwischen Reichen, die nicht mehr kamen. Im Westen sammelten sich die Franken unter neuen Königen. Im Osten zogen Awaren und Slawen entlang der Flüsse. Dazwischen wartete das Land – gezeichnet, fruchtbar und ohne festen Glauben.

Aus diesen stillen Ruinen erhob sich jenes Volk, das sich später als „Bayern“ bezeichnete. Sie bestellten den Boden im Schatten der römischen Straßen und trieben Handel an den Überresten vergessener Mauern. Sie sprachen viele Sprachen, doch ein Instinkt einte sie: der Wille zum Fortbestand. Herzöge erhoben sich aus ihrer Mitte; sie leisteten Königen jenseits der Berge Treueschwüre und brachen sie wieder, wenn die Flüsse anschwellen. Der Glaube kam zunächst als Gerücht, dann als Herrschaftsform. Im siebten Jahrhundert standen kleine Holzkirchen dort, wo einst Meilensteine zerfallen waren. Bischöfe errichteten ihre Sitze auf den alten römischen Höhenzügen: auf dem Domberg, an der Salzstraße, an der Donau. Priester und Wanderer folgten den Flussläufen und brachten Reliquien, Saatgut und die Kunde von einer Welt mit, die im Namen Christi neu geordnet wurde.

Das Bier entstand nicht in München, doch München entstand aus dem Bier. Lange bevor die Stadt existierte – vor ihren Türmen, ihren Wirtshäusern und selbst vor ihrem Namen –, entlockten die Menschen dieser Täler dem Getreide und dem Wasser bereits Leben. Die Kelten brauten ein derbes Getreidegetränk namens *corma*; die nachfolgenden Römer berichteten von derselben Sitte bei den Stämmen jenseits der Alpen und nannten das Gebräu *cervisia*. Die Braukunst verschwand nie; sie wechselte lediglich den Ausübenden.

Zu Beginn des 8. Jahrhunderts, als das Christentum in die Täler von Isar und Inn vordrang, war das Brauen bereits fester Bestandteil des Alltags – ein derbes, kräuterhaltiges und lokales Erzeugnis. In jedem Haushalt verstand man sich auf die Gärung, wenngleich nur wenige die Kunst zur Vollendung brachten. Was sich in jenem Jahrhundert wandelte, war nicht das Getränk, sondern die Disziplin, die dahinterstand. Als die Anhänger des heiligen Benedikt über die Pässe in diese Grenzlande zogen, brachten sie eine Regel mit, die Gebet und Arbeit miteinander verknüpfte. Arbeit war Gottesdienst. Feld, Backstube und Brauhaus waren Erweiterungen der Kapelle.

Die Ordensregel verlangte von den Mönchen, Speis und Trank mit eigener Hände Arbeit zu bereiten. Bier stärkte die Brüder während der langen Fastenzeiten, in denen nur solche Flüssigkeiten erlaubt waren, die das Fasten nicht brachen; so wurde es Teil ihrer heiligen Lebensordnung. In ihren Klöstern wandelte sich die Notwendigkeit in Hingabe, und das Brauen wurde zu einem Rhythmus des Glaubens. Die ersten Niederlassungen entstanden an stillen Orten des Landes: an Isar und Inn, am Ufer eines Sees namens Tegrinseo und in bewaldeten Tälern, fernab jeder Stadt.

Jede Gemeinschaft begann mit einer Handvoll Brüder, einer Holzkapelle und einem Gerstenfeld. Ihre Glocken gliederten den Tagesablauf. Ihre Gärten und Brauhäuser nährten den Leib, während ihre Psalmen die Seele stärkten. Rauch, Malz und Weihrauch vermischten sich in der Luft. Mit der Zeit verwandelte ihre Geduld das bloße Überleben in eine Kunstfertigkeit.

Aus diesen kleinen klösterlichen Betrieben erwuchs jener Rhythmus, der das Land prägen sollte. Im Laufe der Jahrhunderte wandelten sich ihre Namen, und ihre Methoden verbreiteten sich still von Tal zu Tal. Das von ihnen per-

fektionierte Getränk trug den Geist ihrer Disziplin in sich. Als an den Flüssen Städte emporwuchsen, blickte das bayerische Bier bereits auf Generationen des Gebets zurück; sein Charakter war nicht das Erzeugnis des Handels, sondern des Gewissens.

Die folgende Geschichte zeichnet diesen Weg nach – von der ersten stillen Zelle am Seeufer bis hin zu den Brücken und Märkten, die München selbst verankerten. Durch Glauben und Hungersnot, Reform und Aufruhr hindurch lernte Bayern, sich seinen Weg durch die Geschichte zu brauen. Aus Stille und Erde gingen Braukessel, Bischofsstab und Krone hervor. Sie lernten, gemeinsam in denselben Tälern zu bestehen, und schufen ein Erbe, das selbst Reiche überdauerte.

Teil 1

Vor dem Gesetz 720–1516

1. Das Haus am See

746–1040

Der See füllte das Tal zwischen bewaldeten Hängen und den Alpen. Sein Wasser war kalt und tief, so klar, dass es den Himmel spiegelte. Die Einheimischen nannten ihn Tegrinseo, den Großen See. Eine Handvoll Hirten lebte dort, mehr nicht, und die alten Römerstraßen waren längst in Sumpf und Kiefernwald untergegangen.

Dies war das Land der Huosi, eines der fünf bayerischen Geschlechter, die Herzog Odilo die Treue geschworen hatten – jenem Herzog, der das Land an Rom und die Kirche band. In den südlichen Tälern zeugten noch immer die Überreste des Reiches von der Vergangenheit: Steine alter Villen und Brunnen, die längst von Schilf überwuchert waren. Auf Straßen, über die einst Legionen gezogen waren, bewegten sich nun Mönche und Händler. Die Franken drängten an die Grenzen, doch in den Tälern herrschte Stille, nur der Wind war zu hören.

Im Sommer des Jahres 746 kamen zwei Reiter aus dem Norden herab. Sie kehrten heim.

Adalbert und Otkar aus dem Geschlecht der Huosi – Söhne einer Familie, die seit Generationen Herzögen und Bischöfen gedient hatte, Streitigkeiten geschlichtet, Kriege geführt und an Fürstenhöfen gespeist hatte. Als Jungen hatten sie in diesen Wäldern gejagt, in den Kapellen der Messe gelauscht und beobachtet, wie sich die Farbe des Sees mit den Jahreszeiten von Grün zu Grau wandelte.

Doch etwas in ihnen war zerbrochen. Man erzählte sich von einer Schachpartie am Hofe Pippins, einem Streit aus Hochmut und Spiel, bei dem Pippins Sohn in blinder Wut Otkar den Sohn mit dem Schachbrett erschlug. Pippin fürchtete den Zorn der Brüder. Er war damals noch Hausmeier, noch nicht gekrönt, und die Huosi verfügten über genügend Schwerter, um den Tod eines Sohnes mit dem Tod eines Prinzen zu vergelten. Er ließ sie zu sich rufen, noch ehe die Nachricht sie erreichen konnte, und stellte ihnen eine Frage: „Wie würdet ihr mit einem schrecklichen Übel umgehen, wenn es keine Möglichkeit gäbe, es zu ändern?“ Die Brüder antworteten als gläubige Männer: Man müsse es hinnehmen und sich dem Willen Gottes fügen. Daraufhin enthüllte Pippin ihnen, was geschehen war, und sie waren an ihre eigenen Worte gebunden. Sie konnten nicht zu den Waffen greifen, also legten sie stattdessen ein Gelübde ab.

Nun trugen sie geflickte Wollgewänder und führten Werkzeug, Saatgut sowie ein kleines, geschnitztes Kreuz mit sich. Drei Novizen folgten ihnen – junge Männer aus Frigisinga und Gegenden weiter im Westen, die schweigend unter den Bäumen dahinschritten. Seit einer Generation breiteten sich die Häuser der Benediktiner über die Alpen aus, getreu dem Grundsatz **Ora et labora** – bete und arbeite. Sie folgten Pfaden, die schon ihre Väter beritten hatten – dorthin, wo der Wald die alten Lichtungen verschluckt hatte. Als der Hang zum See hin aufbrach, hielt Adalbert sein Pferd an und blickte hinüber, wo die Berge wie eine Mauer aufragten.

Er wusste, was vor ihnen lag. Eine hölzerne Kapelle nahe dem Ufer, vor Jahren errichtet – vielleicht von den Missionaren, die unter Herzog Theodo hierhergekommen waren, vielleicht von seiner eigenen Familie für den Hof, der einst dieses Tal bewirtschaftet hatte. Er wusste nicht, ob sie noch stand.

Sie stand noch.

Sie fanden sie auf einer Lichtung, die von Brombeergestrüpp überwuchert war. Die Holzwände waren vergraut, das halbe Dach war eingestürzt, und auf dem Türrahmen wuchs Moos. Doch das Kreuz über dem Türsturz war noch da – rissig, aber unversehrt. Im Inneren war der Altarstein erhalten geblieben. Vögel nisteten im Gebälk, und der Ort roch nach Feuchtigkeit und Fäulnis, doch die Erlöserkirche stand da – verlassen und wartend.

Adalbert trat durch die Tür und verharrte lange dort. Dann kniete er auf dem Lehm Boden nieder; Otkar kniete neben ihm, und die Novizen taten es ihnen gleich. Sie beteten bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Ruine; ihre Stimmen waren die ersten, die diese Mauern seit Jahren vernommen hatten. Als Adalbert sich erhob, nahm er das geschnitzte Kreuz aus seiner Tasche und stellte es neben das alte auf den Altar.

„Hier beginnen wir.“

In jener Nacht schliefen sie in der Kapelle; ihre Umhänge dienten als Lagerstatt auf dem Boden, und durch das beschädigte Dach waren die Sterne zu sehen. Am Morgen begannen sie, das verrottete Stroh vom Dach zu entfernen und das Gestrüpp zu roden. Die Novizen fegten den Boden und kratzten das Moos aus den Fensterschlitzten, während Adalbert und Otkar in den Wald gingen, um Bauholz zu holen.

Sie flickten das Dach mit Kiefernholz und Schilf, besserten das Fundament mit Flusston aus und brannten die Nester aus. Als die Kapelle wieder instand gesetzt war, machten sie sich an die übrigen Bauten: eine Schlafhütte, einen Speicher, eine Küche. Die alte Kapelle wurde zu ihrer Kirche; ihr Altar wurde neu geweiht, ihre Wände gereinigt. Sie nannten sie so, wie sie schon immer geheißen hatte: Erlöserkirche.

Zwischen den Gebäuden wurde ein Glockenstuhl errichtet. Als die Glocke auf einem Wagen aus Frigisinga eintraf, dauerte die Anreise eine ganze Woche, da die Ochsen im Sumpf bis zu den Sprunggelenken einsanken. Der erste Glockenschlag hallte über das Wasser und kehrte als leiser Widerhall zurück. Benediktbeuern antwortete aus weiter Ferne.

Es folgten Jahre der Arbeit.

Sie verwandelten eine kleine Gutskapelle in ein Kloster, zogen Mauern um das Gelände, errichteten einen Kreuzgang – zunächst aus rohem Gestein, später aus behauenen und vermörtelten Steinen – und legten Gärten dort an, wo zuvor Wald gestanden hatte. Die Brüder hielten die Gebetszeiten ein: Matutin in der Dunkelheit, Arbeit bis zur Sext, Brot und Wasser, dann weitere Arbeit. Jede Tätigkeit ging in das Gebet über.

Im Jahr 754, acht Jahre nachdem die Brüder erstmals in jener Ruine

niedergekniet waren, traf ein Bischof aus Freising ein. Die kleine Erlöserkirche stand noch immer im Mittelpunkt, doch nun war sie von einer echten Abtei umgeben: Schlafsaal, Speisesaal, Skriptorium und Speicher – alles umschlossen von hölzernen Mauern. Der Bischof weihte die gesamte Anlage – nicht bloß die Kapelle, die schon lange zuvor gesegnet worden war, sondern das Kloster, das um sie herum entstanden war. Geweiht dem Erlöser und der heiligen Maria.

Hirten sahen zu und bekreuzigten sich, als die lateinischen Gesänge begannen. Manche brachten Salz, Käse und Gerste mit. Andere hielten sich zurück und musterten die Männer, deren Gesichter von Falten gezeichnet waren und deren Augen allzu hell leuchteten.

Was einst verlassen gewesen war, war nun wieder voller Leben.



Einige Jahre später erreichte sie eine Nachricht aus Rom. Papst Paul, der das Amt des Kirchenoberhaupts von 757 bis 767 innehatte, gewährte ihnen die Reliquien des heiligen Quirinus, eines römischen Märtyrers. Die Gebeine trafen in Leinen gehüllt und in Silber versiegelt ein; unter bewaffneter Eskorte waren sie über die Alpen gebracht worden. Die Brüder betteten den Reliquienschrein in einen neuen Altar ein und sangen anschließend bis zum Morgengrauen. Pilger begannen, die Pfade heraufzuwandern, die zuvor von Hirten in den Boden getreten worden waren.

Zwanzig Jahre später waren die Männer der ersten Stunde gealtert, und neue Kräfte stießen hinzu: Bauernsöhne, Konvertiten aus Salzburg, ein entlaufener Leibeigener auf der Suche nach Buße. Mehr Männer bedeuteten weitreichendere Pläne. Die Balken der Kapelle waren morsch geworden; man schlug Eichenholz und schaffte Steine aus einem flussaufwärts gelegenen Steinbruch herbei, und die zweite Kirche wuchs Block für Block in die Höhe. Der Kalk brannte den Brüdern die Hände wund, doch als sie den Schlussstein einfügten, sangen sie, und das Echo hallte vom See zurück wie ein zweiter Chor. Sie hielten ihren Namen nun in Urkunden fest – *ad Tegrinseo*, das Haus am großen See

–, und Schreiber in Frigisinga übertrugen ihn in die Register des Bischofs. Der Name trug sich aus dem Tal hinaus und ging in die Pergamente jener Epoche ein.

Das Herzogtum geriet zunehmend unter den Einfluss fränkischen Rechts, und Tassilo regierte mit so viel Eigenständigkeit, wie es ihm möglich war. Doch als Karl der Große an die Macht kam und die Banner aus Aachen die Alpen erreichten, dienten die bayerischen Klöster dem Reich bereits ebenso sehr wie der Kirche.

Im neunten Jahrhundert war die gesamte Anlage aus Stein errichtet: Kreuzgänge umgaben einen Hof mit Kräutern und Apfelbäumen, im Skriptorium fiel Lampenlicht auf Pergament, Bienen summten in den Gärten und Ziegen grasten am Hang. Die Karolinger regierten von Aachen aus, und Bayern leistete Abgaben in Form von Getreide, Pergament und Gehorsam.

Adalbert und Otkar ruhten nun unter dem Kirchenboden, nahe jenem Altar, vor dem sie einst als Erste gekniet hatten. Ihre Namen wurden bei der Kapitelversammlung verlesen, und an Feiertagen brannten Kerzen auf ihren Grabplatten. Die Abtei hatte sie überdauert, doch die Stille bewahrte noch immer ihr Gelübde.

Der Stein bewahrte sie nicht vor dem Feuer. Um das Jahr 970 wüteten Flammen in der Anlage, und das Kirchendach stürzte ein. Brüder bargen den Reliquienschrein aus den Trümmern und verbrannten sich die Hände an dem erhitzten Silber. Monatelang beteten sie unter freiem Himmel, während sich der Rauch noch in den verbliebenen Balkenresten fing.

Kaiser Otto II. finanzierte den Wiederaufbau und gewährte ihnen kaiserlichen Schutz, Steuerfreiheit sowie – um das Jahr 978 – das Recht, ihren eigenen Abt zu wählen. Mönche aus St. Maximin in Trier kamen, um bei der Wiederbesiedlung zu helfen. Die Reliquien des heiligen Quirinus wurden neu beigesetzt, und die wiedererrichtete Kirche erhielt seinen Namen.

Die Winter waren hart; der Boden war karg, die Kälte hielt lange an, und in den Kellern herrschte Frost. Der See lieferte nur dann Fisch, wenn es ihm beliebte. Jeden Frühling setzte ihnen die vierzigtägige Fastenzeit zu: Die Mahlzeiten fielen spärlicher aus, Fleisch verschwand vom Tisch, doch das Getränk brach

das Fasten nicht. Kunde drang aus den Abteien im Westen zu ihnen, wo Brüder begonnen hatten, Gerste in kochendem Wasser einzuweichen und das Gemisch gären und sich absetzen zu lassen. Die Mönche von Tegrinseo versuchten es in ihren Kesseln im Innenhof; sie rührten mit Stangen aus Eschenholz und beteten Psalmen, um sich die Zeit zu vertreiben. Der erste Sud geriet dünn und grau, scharf vom Rauch und säuerlich vom Getreide. Er wärmte zwar den Bauch, doch mehr auch nicht. Sie tranken ihn dennoch.

Sie lernten durch Ausprobieren. War es zu heiß, wurde das Gebräu bitter; war es zu kalt, geschah gar nichts. Ein Bruder entdeckte, dass Kräuter aus dem Garten den Geschmack über die Fastenzeit hinweg süß hielten. Ein anderer bemerkte, dass das Getränk von selbst klar wurde und den Bodensatz zurückließ, wenn man es an einem kühlen Ort unter dem Refektorium lagerte.

Sie brauten in jedem Fastenmonat; der Dampf erfüllte den Kreuzgang wie Weihrauch. Das Getränk war zwar noch immer trüb und rau, half ihnen aber über die kargen Zeiten hinweg. Sie nannten es so, wie es auch andere Mönche taten: das Bier der Brüder, den Trank der Notwendigkeit – Brot, das man trinken, und Wärme, die man segnen konnte.

Im Laufe der Jahre verbesserte sich das Rezept. An Brautagen zog der Geruch der Maische durch den Kreuzgang, während die Rührpaddel den Takt zur Stimme des Vorlesers schlugen. Was als Überlebensmaßnahme begonnen hatte, wurde zum Rhythmus, und der Rhythmus wurde Teil des Gebets. Die Brautage wurden auf derselben Tafel verzeichnet wie die Festtage. Die Kellermeister lernten, die Fässer so zu lesen, wie sie den Psalter lasen.

Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts fragten Reisende aus Frisinga und Augsburg nach dem Bier vom großen See. Sie sagten, es sei lange haltbar und man könne das Wasser des Großen Sees darin schmecken. Die Brüder brauten drei Sorten: einen dünnen Sud für den Alltag, einen kräftigeren für Festmahle und einen dunklen, süßen für Gäste. Eichenfässer mit Eisenreifen füllten die Keller, und im Winter zog der Malzgeruch in das Gestein ein.

Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts fragten Reisende aus Freising und Augsburg nach dem Bier vom großen See. Sie sagten, es sei lange haltbar und man könne das Wasser des großen Sees darin schmecken. Die Brüder brauten

drei Sorten: ein leichtes Bier für den Alltag, ein stärkeres für Festtage und ein dunkles, süßes für Gäste. Eichenfässer mit Eisenreifen füllten die Keller, und im Winter zog der Malzgeruch in das Mauerwerk ein.

Niemand nannte sich Brauer; es war schlicht eine Art, das zu pflegen, was ihnen anvertraut worden war. Doch es sprach sich herum, Händler erzählten vom Bier aus Tegrinseo, und der Name gewann an Bedeutung. Aus einer Hütte waren eine Schule, eine Kirche und ein Hof voller Fässer geworden. Die Geduld, mit der die Mauern errichtet worden waren, steckte auch in dem Getränk.

Zur Jahrtausendwende war das Haus am See mehr als nur ein Zufluchtsort. Das Bier, das sie durch den Winter gebracht hatte, war zum Rhythmus ihres Alltags geworden. Arbeit und Geduld hatten den Glauben in ein Handwerk verwandelt.

Unten in der kühlen Unterkirche hielt ein Bruder inne – die Kerze zischte auf dem feuchten Stein – und lauschte dem Atmen der Fässer in der Dunkelheit. Draußen: Berge über stillem Wasser.

Reisende lernten den Namen kennen, und ihre Zungen wandelten ihn ab. Aus Tegarín wurde Tegerin, dann Tegern. Das Wort veränderte sich. Der See blieb.

In dieser Stille fand der Name schließlich seine endgültige Form: Tegernsee.

TEMPORIBVS claudii uenit quida iur de phid purni; cū uxorē
 sua & filius marius, matha audifax & abacue xpiani iuri adomationē
 aplōs uenientes romā. cepēt corpora scō p carceret & sepulturus equi
 rere. It dū frequent sollient & curiose querebant, uenientes in castra
 transibē in tra carcerē. inueniēt hominē nomine quirinū q̄ u multa
 uerberta p nomine xpi pressus fuerat. & facultate sua nudatus. Adquē
 uenientes misēr se ad pedes ei marius & matha uxor ei. cū duobz fi
 liis audifax. & abacue. ut oraret p eis. & ibi mansēr diebz octo. & cepēt
 de facultatibz suis ministrare beato quirino. & lauare pedes eor q̄ i un
 culis erant cōstricti. & in capica sua t suę suę effundere. Coē tem
 pore iussit claudius. ut si q xpianoru inuenti fuissent t in uulgo aut
 in custodia. sine interrogacione punirent. Ipso pcepto diuulgante
 nunt ducenos sexaginta duos xpianos uia salaria q̄ arenā fodientes
 dapnati fuerant p nomine xpi. & alios q̄ iussit in fugina foris muni
 porta solaria in cludi. It in eodē loco in clusi in cunatas & in ampmen
 to. ibi eos multes sagittis iussit interfici. Hoc cū factū fuisset. tristia
 ti nimis marius & matha uxor ei. cū filius suus audifax & abacue.
 uenerūt ad locū ubi corpora scō intēpta fuerant. una cū beato iohne
 pbro. & inueniēt sup corpora scō ignē sup postū. Consumēt cepēt cor
 pora subtrahere. & sepelire cū lincamunibz & facultatibz suis. q̄a iur
 locuplex erat cū filius & uxor. & q̄ntū potuerūt sepelire in crypta uia
 salaria in eluiū cucumeris. It sepeliet cū eis quēdā tribunū clau
 dii nomine platiū. & in eodē loco uigilauit & ieiunauit cū orationibz
 multis diebz cū beato iohanne celebrauerūt. Audient hęc claudius. q̄
 p̄t curiose querebat mariū & mathā uxorē ei & n̄ inuenit eos. q̄a
 occidit hoc faciebant. Uenientes ū romā. uenerunt ad castrū requi
 rentes beati quirinū. quē n̄ inuenientes tristati s̄ nimis. Inueniē
 tam quēdā p̄m nomine pastore. q̄ enarrabat eis omia quę facta
 fuerant. & quom noctu interfectus fuerat gladio beatus quirinus
 & iactatus fuerat in cyberū. cui corp̄ remansit in insula liconis. &
 p̄gentes noctu cū familia sua & beato pastore colligō corp̄ ei & se
 petuer cū in cymiterio pontiani in crypta octauo Kapl. In quo lo
 co diuina beneficia cōsequunt q̄ erodentes in dñm ihm xpm. uiuē
 merent auditi. lingue absolute laudē dño canebant. febriantes
 medicina recipiunt salutē. manā restauracionē. lepra mundiciā cor
 nis acceperūt. It cū hęc & his similia dñs om̄s p̄uicemones scī martyri
 operari dignaret. cepit fama ei longe lateq̄ clarescere. ita ut astina
 tu & ab omi pplo romano in tā magno uenacionis affectu colerēt.
 ut p̄ aplōs int̄ eos nominatissim̄ haberet. Simiror qd̄ in tam parua

Passio Sancti Quirini Prima, spätes 9. Jahrhundert. Eine anonyme, am Tegernsee verfasste Hagiographie in drei Teilen: das römische Martyrium des Quirinus, die Überführung seiner Reliquien in die Abtei durch die Gründer Adalbert und Otakar sowie die frühen Wunder am Schrein. Die erste schriftliche Fixierung der Tegernseer Gründungstradition. Das Autograph aus dem 9. Jahrhundert ist verloren; hier liegt die älteste erhaltene Abschrift vor, die im 11. Jahrhundert in St. Nikola (Passau) angefertigt wurde. Bayerische Staatsbibliothek München; Clm 16106; BHL 7029.

2. Das Haus auf dem Hügel

720–1040

Auf einer Lichtung, einen Tagesritt südlich von Paris, an einem Bach, der der Orge zustrebte, verbrachte ein junger Franke vierzehn Jahre in der Einsamkeit. Nach seinem Vater war er auf den Namen Waldegiso getauft worden. Als er erwachsen wurde, nahm er stattdessen den Namen seiner Mutter an und hieß von diesem Tag an Corbinian. Die Zelle, die er sich errichtet hatte, stand neben einer älteren, dem heiligen Germanus geweihten Kirche; dort legte er einen Garten an, verrichtete zu jedem Tageszeitenwechsel seine Gebete und gab den Pilgern Rat, die ihn aufsuchten. Sein Ruf verbreitete sich weiter, als es ihm lieb war. Schüler versammelten sich vor seiner Tür. Ohne sein Zutun bildete sich eine Gemeinschaft um ihn, und als die Last dieser Gemeinschaft seine Einsamkeit zu erdrücken drohte, scharte er einige Jünger um sich und zog nach Süden, in Richtung Rom.

Der Weg führte durch eine Gegend, die er noch nie zuvor gesehen hatte. Das fränkische Flachland wich den Hügeln Burgunds und schließlich jenen Vorbergen, die in die Alpen übergingen. An einem der Hochpässe wurde er von einem Bären überrascht; das Tier tötete sein Lastpferd und blieb im Schnee über dem Kadaver stehen. Die Jünger wichen zurück, doch in den Geschichten, die sie später erzählten, wich Corbinian nicht. Er sprach zu dem Tier, legte ihm seinen eigenen Sattel auf den Rücken und lud die Last des toten Pferdes

darauf. Den Rest des Weges über den Pass lief der Bär an seiner Seite und trug seine Bücher und liturgischen Gewänder. Als die Gruppe die Mauern Roms erreichte, nahm er dem Tier am Stadttor die Last ab und schickte es zurück in die Wälder, aus denen es gekommen war. Seine Jünger erzählten die Geschichte in jedem Haus, das ihnen Unterkunft gewährte, und die Erzählung eilte ihren Erzählern voraus.

Er war gekommen, um Papst Gregor II. um eine Zelle und den Segen eines Lebens in verborgener Frömmigkeit zu bitten. Gregor hörte ihn an und beschied ihm, die Kirche habe zwar genug Eremiten, aber nicht genug Bischöfe. Er weihte Corbinian auf der Stelle, legte ihm die bischöfliche Bürde auf und sandte ihn nach Norden in die östlichen Grenzgebiete, wo ein fränkischer Herzog namens Grimoald über ein Christentum gebot, das dort noch kaum Wurzeln geschlagen hatte. Corbinian verließ Rom; im Gepäck trug er seinen Auftrag, im Herzen seine Zweifel.

Frigisinga, wo er im Jahr 724 eintraf, war bereits ein alter Ort. Keltische Siedlungen waren römischen Straßenstationen gewichen, und auf diese waren fränkische Siedlungen gefolgt. Auf dem Bergrücken über dem Fluss, dem Domberg, befanden sich die Residenz des Herzogs und die Überreste dessen, was man wohl als Stadt bezeichnen konnte. Dort errichtete Korbinian seinen Bischofssitz, gründete eine Schule und begann mit der Ausbildung von Geistlichen für ein Land, das bislang nur stellenweise christianisiert war.

Schon bald traten Schwierigkeiten auf. Der alte Herzog Theodo war gestorben, und seine Söhne hatten Bayern unter sich aufgeteilt. Theudbert übernahm das Gebiet um Salzburg, Grimoald jenes mit Frigisinga als Zentrum, und die übrigen erhielten ihre Anteile im Osten und Norden. Theudbert überlebte seinen Vater nicht lange; nach seinem Tod verwaltete seine Witwe Biltrudis die Ländereien und das Gefolge des ältesten Bruders. Grimoald heiratete sie. Nach kirchlichem Recht galt dies als Inzest – die Verbindung mit der Witwe eines Bruders war ohne päpstliche Dispens, die der Herzog nicht erhalten hatte, untersagt. Korbinian prangerte dies von der Kanzel herab an, und zwar auf Latein, sodass der Hof ihm folgen konnte. In ihrem Zorn sann Biltrudis auf seinen Tod; als Korbinian erfuhr, dass Attentäter angeheuert worden waren,

verließ er Frigisinga mit dem Nötigsten, zog nach Süden in Richtung Tirol und suchte Zuflucht in Mais, nahe dem Grab des heiligen Valentin.

Er blieb dort fast fünf Jahre lang und erhielt Nachrichten sowohl aus Rom im Süden als auch aus Frigisinga im Norden. Grimoald fiel um das Jahr 725 in einem fränkischen Feldzug, und Biltrudis wurde von denselben Angreifern verschleppt. Unter Grimoalds Nachfolger, Herzog Hubert, wurde Korbinian in das von ihm gegründete Bistum zurückgerufen; er kehrte – nun älter und gefestigter – zurück und nahm seine Arbeit wieder auf.

Auf der anderen Seite des Tals, gegenüber dem Domberg, erhob sich auf einem zweiten Hügel – von den Bayern „Nährberg“ genannt – eine dem heiligen Stephan geweihte Kirche, deren Ursprung im Dunkel der Vergangenheit lag. Korbinian errichtete daneben eine Mönchszelle und unterhielt dort eine Zeit lang eine kleine Gemeinschaft, bevor er sich wieder den Aufgaben am Dom widmete. Als er im Jahr 730 starb, wurde sein Leichnam auf seinen eigenen Wunsch hin über die Berge gebracht und in Mais oberhalb von Meran beigesetzt – an der Seite des heiligen Valentin, in jenen warmen Tälern, die ihm während seiner Jahre im Exil ans Herz gewachsen waren. Seine Gebeine ruhten dort in italienischer Erde, und die von ihm gegründete Diözese breitete sich um den Hügel aus, den er hinter sich gelassen hatte. Die Zelle auf dem Nährberg überdauerte das Jahrhundert nicht. Als die alten Männer, die ihn noch gekannt hatten, längst verstorben waren, war die Gemeinschaft auf der Kuppe verschwunden, und die St.-Stephans-Kirche stand still über dem Tal.



Im Jahr 764 wurde ein bayerischer Gelehrter namens Arbeo Bischof von Freising. Der Gründer war ihm wohl bekannt, denn er war im Haushalt Eremberts – des Bruders Korbinians – aufgewachsen und an der Domschule unter Bischof Joseph ausgebildet worden. Die Geschichten über seinen Vorgänger waren für ihn ebenso sehr Familiengeschichten wie kirchliche Überlieferungen; wie kaum ein anderer verstand er, was die Abwesenheit des Grün-

ders von der Kathedrale bedeutete. Korbinians Gebeine ruhten noch immer in Mais, wo die Brüder sie beigesetzt hatten – in jener kleinen Kapelle, in der vor ihm bereits der heilige Valentin seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Wenige Jahre nach seiner Weihe organisierte Ardeo eine Reise nach Süden über die Alpen. Die Überführung der Reliquien fand im Jahr 769 statt. Der Zug bewegte sich in Etappen voran und machte Halt in einem Kloster nach dem anderen; an jeder Station kamen die Mönche heraus, um den Reliquien-schrein in Empfang zu nehmen und das Stundengebet darüber zu singen. Als die Gebeine schließlich die Isar überquerten und auf den Domberg hinaufgebracht wurden, hatte die Verehrung des Gründers bereits in jedem Tal, das die Reisegruppe durchquert hatte, Wurzeln geschlagen. Ardeo setzte die Reliquien in einen Schrein in der Marienkirche auf dem Domberg ein, und der Tag der Überführung fand Eingang in den Freisinger Kalender.

Es gab keine päpstliche Verkündigung, kein formelles Dekret und kein Kardinalskollegium, das über seine Sache befand, denn ein solches Verfahren existierte in der lateinischen Kirche noch nicht. Im achten Jahrhundert entstand die Verehrung eines Heiligen durch die allmähliche Anhäufung von Erinnerungen an dessen heiliges Leben, durch Wunderberichte, die am Grab immer wieder erzählt wurden, durch die Anerkennung seitens des Bischofs mittels der Erhebung der Gebeine sowie durch die Abfassung einer Vita, die die Lebensgeschichte in lateinischer Prosa festhielt. All dies leistete Ardeo. Bis zum Jahr 784 war Korbinians Name unter der Bezeichnung „Sanctus“ in das **Liber Confraternitatum** von St. Peter in Salzburg eingetragen worden. Zu diesem Zeitpunkt war der Kult gefestigt, und die Kirche von Freising hatte ihren ersten einheimischen Schutzpatron.

Nicht lange nach der Überführung begann Ardeo zu schreiben. Das Werk, das er verfasste, war die **Vita Corbiniani** – die erste Lebensbeschreibung eines bayerischen Heiligen. Sie war in lateinischer Prosa verfasst und stützte sich auf die Erinnerungen alter Männer in Mais und Freising, die noch von dem bereits seit vierzig Jahren verstorbenen Bischof zu berichten wussten. Es folgte eine Vita des heiligen Emmeram von Regensburg. Mit diesen beiden schmalen Büchern verhalf er seiner Diözese zu einer Vorreiterrolle in der kleinen, aber bedeuten-

den bayerischen Literaturgeschichte und verschaffte der Kirche einheimische Schutzpatrone, die neben jenen römischen Märtyrern stehen konnten, welche die Päpste beständig in den Norden entsandten.

Arbeos Frigisinga war kein Einzelfall. Flussabwärts an der Donau legten die Mönche des 741 gegründeten Klosters Niederaltaich Flussauen trocken und lernten, Malz in Lehmöfen zu dörren. In Benediktbeuern, das um 740 von den Huosi-Brüdern Lantfrid, Waldram und Eliland gegründet worden war, hielt die Gemeinschaft an den Braukesseln fest, deren Nutzung die Ordensregel gestattete. In den 760er Jahren entstand Metten inmitten des Duftes von frisch gebackenem Brot. Im Jahr 762 schloss sich Schäftlarn – an der Isar zwischen Bischofssitz und Alpen gelegen – diesem Netzwerk an. Die Klöster lagen jeweils nur einen Tagesritt voneinander entfernt, und der Klang ihrer Glocken antwortete einander über die Wälder hinweg. Unter Herzog Tassilo III., der ab 748 über Bayern herrschte und nach Ende der Vormundschaftszeit eigenständig regierte, entwickelten sich diese Klöster zum stillen Verwaltungsapparat des Herzogtums: Sie verfassten Urkunden, führten Ernteverzeichnisse und verknüpften die herzogliche Macht mit der Autorität der Kirche. Die Grenzen Bayerns wurden im Gebet abgesteckt – und mit ihnen die Grenzen der Braukunst.

Im Jahr 788 setzte Karl der Große Tassilo auf dem Reichstag von Ingelheim ab, ließ ihm in Sankt Goar am Rhein die Tonsur scheren und verbannte ihn in das Kloster Jumièges in der Normandie – tief im fränkischen Kernland und weit entfernt von jedem bayerischen Zugriff. Bayern hörte auf, ein Herzogtum unter eigenem Herrscher zu sein, und wurde zur Provinz des Karolingerreichs. Königliche Inspektoren erschienen mit ihren Kerbhölzern. Die Aufzeichnungen der Klöster flossen in die Reichsstatistik ein, und in den Skriptorien von Frigisinga wurden neben den Psalmen auch kaiserliche Erlasse abgeschrieben.

In den folgenden Jahren blieb es still auf dem Hügel. Die Zelle neben der St.-Stephans-Kirche hatte schon seit der Zeit ihres Gründers mit Schwierigkeiten zu kämpfen, und die Ära der Karolinger bot ihr keinen Anlass zur Erholung. Der Korbinian-Kult war auf dem tiefer gelegenen Domberg angesiedelt – dort, wo Arbeo im Jahr 769 die Gebeine beigesetzt hatte –, während der Hang

darüber eher am Rande des Verkehrsgeschehens lag als in dessen Zentrum. Die Bischöfe von Freising wurden am Kaiserhof ernannt und nicht mehr von Herzögen bestimmt, die es längst nicht mehr gab. Die Sachsenkriege im Norden und die Feldzüge gegen die Awaren im Osten zogen über weite Strecken einer ganzen Generation bayerische Männer und bayerisches Silber aus der Provinz ab. Zu Beginn des 9. Jahrhunderts begannen die hölzernen Befestigungen auf dem Hügel zu verfallen, die Gärten waren weitgehend verwildert, und nur noch eine Handvoll alter Männer hielt dort oben die Gebetszeiten ein.

Dann wandelte sich die politische Lage. In den 820er Jahren wurde Bayern erneut als Herrschaftsgebiet für Ludwig den Deutschen – den Sohn Kaiser Ludwigs des Frommen – ausgegliedert, und erstmals seit zwei Generationen hielt wieder ein karolingischer Teilkönig Hof im alten Herzogtum. Bayerische Adelsgeschlechter, deren Macht unter fernab regierenden Kaisern geschwunden war, fanden nun einen Gönner in ihrer unmittelbaren Nähe.

Um das Jahr 830 erwachte der Hügel zu neuem Leben. Bischof Hitto von Frigisinga ließ auf dem Gipfel eine neue, prächtig ausgestattete Kirche zu Ehren des heiligen Stephanus errichten und versammelte dort eine Gemeinschaft von Kanonikern um sich. Weiter unten am selben Hang befand sich eine zweite Niederlassung, das Kloster St. Veit, das bis zur Mitte des Jahrhunderts über eine eigene Brüdergemeinschaft verfügte. Die beiden Gemeinschaften teilten sich den Hügel und bewirtschafteten gemeinsam die Gärten und Getreidefelder.

In den Jahrzehnten nach ihrer Gründung wurde die Gemeinschaft mit immer neuen Gütern ausgestattet: 838 mit einem Anwesen in Raubling, 842 mit einem weiteren in Gremertshausen, 848 mit einem dritten in Stockberg und 860 mit einem Waldstück bei Sillertshausen. Die Schenkungen erfolgten auf dem für das Bistum üblichen Weg und wurden von Notaren im Traditionsbuch – inmitten der alltäglichen Amtsgeschäfte des Bischofssitzes – verzeichnet. Was das Haus erhielt, waren Ackerland und Holzvorräte – die unverzichtbare Grundlage für jedes Kloster, noch bevor an Essen oder Beten zu denken war.

In eben jenen Jahrzehnten tauchte der Hopfenzapfen erstmals in den Aufzeichnungen von Frigisinga auf. Ab der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts erschienen die ersten Hopfengärten in den Urkunden des Bistums – ein erstes

Anzeichen dafür, dass die Bierbrauerei auf dem Hügel eines Tages über die Verwendung von Grut (einer Kräutermischung) hinausgehen würde. Was die Brüder anfangs mit den Hopfenzapfen anstellten, ist nicht überliefert. Vielleicht fügten sie sie den herkömmlichen Kräutern als eine von vielen Geschmacksnoten bei, legten sie als Heilmittel zurück oder handelten mit ihnen flussabwärts entlang der Isar. Doch die Ranken kletterten an den Stangen am Hang empor, die Brüder zählten jeden Herbst die Ernte, und die Zapfen wanderten neben dem Getreide ins Lagerhaus.

Im Jahr 909 überquerten ungarische Plünderer die Isar und brannten beide Anlagen auf dem Hügel nieder: die Stephanskirche der Kanoniker und das darunter liegende Kloster St. Veit. Fast eine Generation lang lag Asche auf dem Hang. Die Kanoniker, die zum Wiederaufbau zurückkehrten, waren die Söhne und Enkel der Geflohenen, und das Latein, in dem sie schrieben, begann bereits, den alten Namen zu verkürzen. Schreiber, die einst „Frigisinga“ zu Papier gebracht hatten, ließen nun den mittleren Teil des Wortes weg. Als die neue Kirche schließlich emporragte, bezeichneten die Urkunden den Ort bereits als „Frisinga“. Im Jahr 1003 stellte König Heinrich II. eine Schenkungsurkunde aus, in der der Hügel erstmals schriftlich benannt wurde. Die althochdeutschen Silben begannen, sich zu jenem Namen zu formen, den der Ort behalten sollte: dem dem heiligen Stephan geweihten *Wihanstephan*.

Im Jahr 1021 besiedelte Bischof Egilbert von Freising den Gipfel mit Benediktinern aus St. Kastulus in Moosburg – wo er selbst als Kanoniker aufgestiegen war – und setzte Gerhard von Seeon als ersten Abt über sie. Die Kanoniker, die zuvor St. Stephan betreut hatten, wechselten hinüber zu St. Veit, das weiter unten am Hang lag. Unter der Ordensregel nahm das Kloster seine mittelalterliche Gestalt an.

Bischof Egilbert hatte bereits am Hof Karriere gemacht, lange bevor er die Verhältnisse auf dem Hügel neu ordnete. Er hatte Kaiser Heinrich II. als Kanzler gedient, und diese Verbindung überdauerte seinen Wechsel in das Bischofsamt. Am 14. November 1021, als sich Kaiser Heinrich für einen Feldzug nach Italien zum Alpenübergang rüstete, unterzeichnete er eine Urkunde für das neue Kloster in Wihanstephan. Er gewährte diese Schenkung auf Bitten der

Kaiserin Kunigunde und in Anerkennung von Egilberts treuen Diensten. Sie umfasste einen Anteil an der Donauinsel Sachsengang, weit im Osten gelegen – in der Markgrafschaft Adalberts, wo das Reich in die ungarische Grenzregion überging. Die Schenkung schloss den von der Insel kontrollierten Übergang ein – die Furten und die Brücke an der Straße nach Osten –, ebenso wie Jagd-, Fischerei- und Holzrechte sowie die dort bereits ansässigen Bauern.

Egilberts eigene Zuwendungen an das Kloster waren ebenso substanziell und konkret. Er übereignete ihm das Gut Haselbach bei Moosburg, Besitzungen in Kärnten, die er von Graf Thiemo erhalten hatte, sowie ein Holzrecht in den Freisinger Wäldern. Zudem stiftete er in einer Urkunde aus der Zeit um 1028 zwei Teile des Zehnten von seinem Wein aus Bozen **ad altare sancti Stephani** – für den Altar des heiligen Stephan auf dem Hügel –, damit die Brüder darüber auf ewig verfügen konnten.

Der Weinzehnt war eine besonders eindeutige Form von Eigentum. Es handelte sich um einen Anteil an dem Wein, der aus den bischöflichen Weinbergen in den warmen Tälern des Südens gekeltert wurde – jener Gegend, in der Corbinian seine letzte Ruhe hatte finden wollen; diese jährlichen Erträge wurden über die Pässe nach Norden gebracht und wie eine Wiese oder eine Mühle als Besitz gehalten. Was Egilbert dem Kloster in der Zeit, als es seine benediktinische Gestalt annahm, zukommen ließ, waren Ländereien im Osten und Wein aus dem Süden.

Die aus Seeon kommenden Brüder brachten die Braukunst mit, die in den Benediktinerklöstern am Rhein und an der oberen Donau gereift war. Das auf dem Hügel gebraute Bier gewann durch die Lagerung in Fässern an Beständigkeit, Bitterkeit und Reinheit. Man verwendete nun Hopfen – nicht immer und nicht ausschließlich, aber doch in einem Maße, dass die alten Kräuter allmählich verdrängt wurden.

Bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts war das Brauhaus auf dem Hügel fester Bestandteil der klösterlichen Wirtschaft geworden. Das Bier zählte zu den Abgaben, die das Kloster zu leisten hatte, und zu den Gütern, die man die Isar hinabtransportierte; es war für das Refektorium, die Krankenstube und die den Hang hinaufsteigenden Reisenden bestimmt und wurde zudem hinüber

ins Tal zum Dom auf dem Domberg gebracht. Es gab keine Urkunde, die dies regelte, und die Brüder schienen auch nicht der Ansicht zu sein, eine solche zu benötigen.

Vom Tegernsee bis Freising, von Niederaltaich an der Donau bis Benediktbeuern im Voralpenland zeichnete sich dasselbe Muster ab: Aus Gebet wurde Arbeit, aus Arbeit wurden Brot und Bier, und aus Brot und Bier entstand eine stille Wirtschaftsweise, die das Land in den Zeiten zwischen Hungersnöten und Kriegen zusammenhielt. Auf dem Hügel von Freising, in einem Brauhaus, das kaum größer war als eine Scheune, brauten die Brüder ihr Bier, während sich das Kloster über ihnen in einen beständigen Rhythmus fügte.



Urkunde Kaiser Heinrichs II. vom 14. November 1021, ausgestellt in der Villa Moeringen auf dem Weg zum dritten Italienzug. Auf Bitten der Kaiserin Kunigunde und in Würdigung der treuen Dienste Bischof Egilberts als Kanzler übereignet der Kaiser dem neuen Kloster Weißenstephan die Donauinsel Sachsengang samt Übergängen, Furten, Jagd-, Fischerei- und Holzrechten. Dies ist die Gründungsschenkung für den Grundbesitz der Abtei im Donaugebiet. Bayerisches Hauptstaatsarchiv München; Hochstift Freising Urkunden 18; MGH DD H II (Bresslau); RI II,4 Nr. 2006.

3. Kaiser, Brücken und Märkte

1041–1158

Das Jagdhaus von Bodfeld bewahrte die Kälte der Nacht noch lange in seinem Gebälk, nachdem die Lampen bereits entzündet waren; in der Kammer, in der der Kaiser lag, war das Feuer bis auf die Glut heruntergebrannt, denn die Hitze erschwerte ihm nur das Atmen. Papst Viktor II. saß an der Stelle, wo zuvor die Ärzte gestanden hatten; die Hände in den dunklen Wollstoff seines Gewandes auf dem Schoß gefaltet, beobachtete er das langsame Heben der Bettdecke und ließ seine Gedanken zurückschweifen.

Er kannte Heinrich schon fast sein ganzes Leben lang. Er erinnerte sich an den jungen König, der Böhmen in die Knie gezwungen und die Ungarn auf ihrem eigenen Boden besiegt hatte, der Agnes zur Frau genommen und dann – am Tag der Vergebung in Konstanz – vor dem gesamten Reich gestanden und jedem verziehen hatte, der ihm Unrecht getan hatte.

Vor allem aber dachte er an Sutri zurück, das nun zehn Jahre zurücklag. Damals gab es drei Männer in der Kirche, die sich allesamt als Papst bezeichneten und Anspruch auf den Stuhl Petri erhoben. Heinrich war mitten im Schnee über die Alpen gezogen, hatte noch vor Ende des Winters alle drei abgesetzt, einen untadeligen Mann auf den Stuhl gehoben und am Weihnachtstag in Rom die Kaiserkrone aus den Händen eben jenes Papstes empfangen. Der Weg, der aus jenem Winter herausführte, führte geradewegs zu dem Amt, das

Gebhard selbst nun innehatte. Der erste der neuen Päpste war aus Bamberg gekommen, dann einer aus Brixen, dann aus Toul und schließlich aus Eichstätt – Gebhards, also Papst Viktors II., eigenem Bischofssitz. Der Kaiser hatte in ein Bistum nach dem anderen gegriffen und einen Bischof nach dem anderen nach Rom berufen – so stetig, wie ein Maurer Stein auf Stein fügt, als hätte Gott ihn auf die Erde gesandt, um die Kirche zu erneuern, und er ginge einfach nur seiner Arbeit nach. Und ebenso entschlossen, wie er Männer erhoben hatte, hatte er sie auch wieder gestürzt. Das Herzogtum Bayern hatte er vergeben und später wieder eingezogen. Konrad, der es innegehabt hatte, war verstoßen worden und in der Fremde gestorben.

Ein Kammerherr trat leise heran – bedacht darauf, die knarrenden Dielen zu meiden – und verharrte einen Augenblick, bevor er das Wort ergriff. „Die Bischöfe sind unten versammelt, Heiliger Vater“, sagte er mit gedämpfter Stimme. „Und die Fürsten bei ihnen. Sie erkundigen sich nach dem Jungen.“

„Er schläft“, sagte der Papst. „Lasst ihn noch eine Weile schlafen.“ Der Mann legte eine Pergamentrolle neben die Kerze auf den Tisch und löste die Schnur. Der Papst sah die Namen in der Spalte – die Großen des Reiches – und am unteren Ende einen freien Platz für neue Eide. „Es fehlt nur noch der Schwur“, sagte der Kämmerer. „Die Krone gehört dem Kind bereits; sie wurde ihm schon vor Jahren auf ihren eigenen Beschluss hin zugesprochen. Doch ihre Behauptung bereitet ihnen nun Sorgen.“

„Auch mir bereitet sie Sorgen“, sagte der Papst, und die Schlichtheit dieser Worte überraschte ihn ein wenig.

Der Kämmerer lächelte beinahe. „Man sagt, eine Krone sei das Schwerste, was ein kleiner Kopf tragen kann.“

„Sie zu behaupten ist schwerer, als sie zu tragen“, antwortete der Papst, „und nicht das Kind wird sie behaupten. Es werden seine Mutter sein, die Männer in jenem Saal und ich. Gott gebe, dass sie sich an diese Nacht etwas länger erinnern als nur bis zum Morgen.“

Der Kämmerer band die Schnur wieder zu und ging hinaus, so lautlos, wie er gekommen war. Der Papst blieb allein bei dem sterbenden Kaiser zurück. Einmal, gegen Mitternacht, öffneten sich Heinrichs Augen und fanden ihn;

seine Lippen bewegten sich, und der Papst beugte sich vor, vernahm das einzelne Wort – den Namen seines Sohnes – und gab ihm das Einzige zurück, was zu geben sich lohnte: die Gewissheit, dass für alles gesorgt war und der Bestand gewahrt bliebe. Die Augen schlossen sich. Tief unten im Tal schlug eine Glocke die Stunde des Stundengebets; der Klang stieg bis zum Fensterladen empor und verhallte dort. Der Papst faltete erneut die Hände und hielt Wache. Vor Tagesanbruch galt es, die Nachfolge zu sichern, und danach lag ein langer Weg nach Süden, bis nach Speyer, vor ihm; während er in der letzten Wärme der Glut saß, konnte er nicht mit Gewissheit sagen, ob die Kraft, die diese Räume so lange erfüllt hatte, jemals wahrhaftig die des Kaisers gewesen war oder ob sie ihn nur auf ihrem Weg zu einem anderen Ziel durchströmt hatte.



Als Heinrich III. im Jahr 1056 starb, war sein Sohn noch keine sechs Jahre alt; Agnes von Poitou übernahm die Regentschaft und regierte so gut, wie es einer Witwe in einem Reich möglich war, das die Vorstellung einer Frau an seiner Spitze nie wirklich akzeptiert hatte. Ihr fehlte die Autorität, die Kaiser Heinrich besessen hatte, und die Fürsten bemerkten dies sofort. Längst beigelegte Streitigkeiten brachen wieder auf, Grenzgrafen loteten ihre Spielräume aus, und Bischöfe, die sich stets dem Sohn des verstorbenen Kaisers untergeordnet hatten, traten nun auf, als seien sie allein Rom rechenschaftspflichtig. Das Reich hielt zwar zusammen, doch der Zusammenhalt war brüchig; als der junge Heinrich mündig wurde, war das Gleichgewicht, das sein Vater gewahrt hatte, längst verloren. Im Süden konkurrierten Freising und Salzburg um Einfluss, und diese Rivalität prägte jeden Erlass, der die Isar überquerte.

Ein Jahr lang stand die Regentin nicht allein da. Gebhard von Eichstätt, der in Bodfeld am Sterbebett gewacht hatte und als Papst Viktor II. amtierte, blieb an der Seite von Witwe und Kind; solange er lebte, hielt er die Großen des Reiches durch das Gewicht zweier Verpflichtungen im Zaum: das Amt

des Nachfolgers Petri und das Versprechen, das er einem sterbenden Kaiser gegeben hatte. Doch im Sommer 1057 starb Viktor II. in Arezzo – weit entfernt sowohl von Rom als auch von Eichstätt –, und damit fiel diese Stütze weg. Seine Nachfolger waren dem Haus der Salier weit weniger verpflichtet, und 1059 wurde in Rom beschlossen, dass fortan die Kardinäle und nicht mehr der Kaiser den Nachfolger Petri wählen sollten. Jene Machtbefugnis, mit der Heinrich III. einst in Sutri erschienen war, um Päpste einzusetzen und abzusetzen, wurde ihm stillschweigend entzogen.

Der Konflikt hatte sich über Jahre hinweg angebahnt. Heinrich hatte einen Thron geerbt, umgeben von Großen, die kaiserliche Vorrechte ebenso wie Grundbesitz als etwas Festgelegtes und Erbliches betrachteten – eine Auffassung, die Rom nicht teilte. Reformer dort beharrten darauf, dass kein König Bischöfe ernennen oder kirchliche Ämter vergeben dürfe, da diese Befugnis allein dem Papst zustehe; Heinrich empfand dies als Enteignung, da seine Vorgänger genau diese Macht zur Regierungsausübung genutzt hatten. Jeder Brief des neuen Papstes Gregor VII. war schärfer formuliert als der vorangegangene, und jeder Aufstand an der sächsischen Grenze führte Heinrich vor Augen, auf wie wenige Männer er sich tatsächlich verlassen konnte. Mitte der 1070er Jahre gab es nichts mehr zu verhandeln.

Im Januar 1076 berief Heinrich die Bischöfe des Reiches nach Worms ein. Sie alle verdankten ihm ihre Ämter; sie waren zwar beunruhigt, aber loyal, und Heinrich stellte ihnen die direkte Frage: Würden sie zu ihrem König stehen oder zu einem Papst, der der Krone die Macht entziehen wollte, die sie seit Generationen innehatte? Einer nach dem anderen unterzeichneten die Bischöfe eine Erklärung, der zufolge Gregor VII. unfähig sei, die Christenheit zu führen.

Die Antwort von Papst Gregor erreichte die andere Seite der Alpen innerhalb weniger Wochen. Er belegte Heinrich mit dem Kirchenbann, schloss ihn aus der Kirche aus und entband alle von den Eiden, die sie ihm geschworen hatten. In Trebur versammelten sich Fürsten, die es wenige Monate zuvor niemals gewagt hätten, sich gegen Heinrich zu stellen, und stellten ihm ein Ultimatum. Er hatte ein Jahr Zeit, sich mit Rom auszusöhnen; sollte ihm dies nicht gelingen, würden sie einen neuen König wählen. In jenem Winter brach seine Machtstellung

zusammen. Da er über kein Heer verfügte, das stark genug gewesen wäre, um gleichzeitig dem Aufstand und der Exkommunikation zu begegnen, überquerte er im Schnee die Alpen – in Begleitung seiner Frau Bertha, seines kleinen Sohnes und einer Handvoll Männer, die ihm die Treue gehalten hatten. Hinter ihnen schlossen sich die Pässe, und sie zogen weiter, bis sie Canossa erreichten, eine Festung im Apennin, in der sich Papst Gregor unter dem Schutz der Markgräfin Mathilde von Tuszien aufhielt.

Heinrich erreichte die Mauern von Canossa an einem Januarmorgen des Jahres 1077; er war barfuß im Schnee und in das grobe Wollgewand eines Büßers gehüllt. Drei Tage lang harnte er dort aus, während Mathilde von Tuszien und Abt Hugo von Cluny beim Papst für ihn Fürsprache hielten. Gregor hörte sich ihre Worte an, unternahm jedoch nichts. Er ließ den König fastend vor dem Tor warten, während er abwog, ob ihm die Absolution mehr wert war als jener Kirchenbann, der bereits ein halbes Reich erschüttert hatte. Am dritten Tag trat er hinaus und hob den Bann auf; Heinrich brach in Tränen aus, wenngleich die Absolution nicht rückgängig machen konnte, was ihm zuvor genommen worden war. Die Zeugen dieses Ereignisses trugen die Kunde über die Alpen zurück, und Händler brachten sie nach Bayern, wo Mönche die Nachricht in ihren Aufzeichnungen festhielten und anschließend wieder ihrer Arbeit nachgingen.

Der Frieden, den Heinrich in Canossa erkaufte, hielt nicht lange an. Die Jahre nach seiner Absolution verbrachte er damit, gegen Männer zu kämpfen, die ihm einst an seiner eigenen Tafel die Treue geschworen hatten: sächsische Fürsten, die sich erneut erhoben, und Bischöfe, die zwar die Erklärung von Worms unterzeichnet hatten, nun aber darüber nachdachten, welchen Preis es sie kosten könnte, es sich mit Rom zu verderben. Nur wenige Wochen nach Canossa waren die Fürsten in Forchheim zusammengekommen, hatten Rudolf von Rheinfelden aus ihrer Mitte zum Gegenkönig gewählt und ihn im Frühjahr 1077 in Mainz krönen lassen; drei Jahre lang bekämpften sich Heinrich und Rudolf im gesamten deutschen Reich, ohne dass es einem von beiden gelang, den anderen zu besiegen. Im Jahr 1080 belegte Gregor Heinrich erneut mit dem Kirchenbann – womit Canossa hinfällig war –, und Heinrich reagierte mit gleicher Münze. Er berief eine eigene Synode in Brixen ein, erklärte Gregor für

abgesetzt und ernannte einen Papst seiner Wahl: Wibert von Ravenna, der den Namen Clemens annahm. Im Herbst jenes Jahres fiel Rudolf in der Schlacht an der Elster; damit war der Gegenkönig, der gegen Heinrich aufgestellt worden war, beseitigt. 1084 zog Heinrich gegen Rom und empfing die Kaiserkrone aus den Händen des von ihm selbst eingesetzten Papstes; es sollte ein Sieg sein, doch es fühlte sich nicht wie einer an. Die Städte gewährten ihm Einlass, weil sie ihn fürchteten, nicht weil sie ihn dort haben wollten. Südlich der Alpen verschanzten sich die päpstlichen Anhänger nur noch stärker. Clemens selbst konnte sich nach der Krönung nur zeitweise in Rom behaupten; 1098 wurde er endgültig vertrieben und starb im Jahr 1100 in Civita Castellana. Nördlich der Alpen sahen die Fürsten zu, wie sich ihr Kaiser in einem endlosen Krieg aufrieb. Als Heinrich schließlich in die deutschen Lande zurückkehrte, war das Reich, an das er sich erinnerte, verschwunden.

Der entscheidende Schlag kam nicht aus Rom. Er kam aus seiner eigenen Familie. Sein Sohn – der ebenfalls Heinrich hieß – war klug und besonnen herangewachsen und verstand es zu warten; er begann, den Fürsten zu schreiben, die seinen Vater hassten. Diese antworteten ihm und versprachen ihre Unterstützung, sofern er jenen Frieden wiederherstellen würde, den sein Vater nicht hatte wahren können. Um das Jahr 1105 ging der Sohn offen gegen den Vater vor; Heinrich der Ältere zog von einer Burg zur nächsten, doch überall schlossen sich die Tore hinter ihm. In Ingelheim zwang man ihn zur Abdankung, und im August 1106 starb er in Lüttich. Er besaß keine Titel mehr und war nicht von der Kirchenstrafe gelöst worden; da er weiterhin unter dem Kirchenbann stand, verweigerte ihm die Kirche ein christliches Begräbnis. Sein Leichnam ruhte fünf Jahre lang in einer ungeweihten Kapelle in Speyer, während sein Sohn mit Rom über eine posthume Absolution verhandelte – die schließlich 1111 gewährt wurde –, und erst dann fand er seine letzte Ruhestätte im Dom. Die Nachricht von seinem Tod gelangte durch Kaufleute auf der Donau-Route nach Bayern; Mönche, die in ihren Skriptorien Gesetzestexte abschrieben, erfuhren davon und begriffen die Tragweite: Kaiser konnten stürzen, und die Welt drehte sich dennoch weiter.

Heinrich V. bestieg den Thron in der Überzeugung, er könne wiedergut-

machen, was sein Vater zerstört hatte; er setzte auf Verhandlungen, wo sein Vater gedroht hatte, und auf Abwarten, wo sein Vater zugeschlagen hatte.

Bis 1122 waren beide Seiten erschöpft. Jahrzehnte von Kirchenbannen, Belagerungen, geplatzten Versammlungen und wechselnden Loyalitäten hatten das Reich seiner Zielsetzung beraubt. Das Wormser Konkordat war weniger ein Triumph als vielmehr ein Waffenstillstand: Könige sollten Bischöfe mit weltlicher Machtbefugnis ausstatten, während allein die Kirche das geistliche Amt verlieh. In Bayern löste die Einigung stille Erleichterung aus. Märkte öffneten wieder, die Zollerhebung kehrte in ihren gewohnten Rhythmus zurück, und Bischöfe waren nicht mehr darauf angewiesen, dass ein König ihnen den Amtsstab überreichte. Doch unter dieser Oberfläche lockerte sich der Griff der Salier nach der Macht im Reich; als Heinrich V. 1125 kinderlos starb, erlosch die Dynastie. Die Fürsten wählten einen der Ihren: Lothar von Supplinburg – einen älteren, besonnenen Mann, dessen Wahl eher seiner Mäßigung als seiner Abstammung geschuldet war.

Lothars Wahl veränderte den Charakter des Reiches. Ohne eine starke Dynastie im Zentrum verlagerte sich die Macht hin zu den großen Herzogshäusern, und im Süden nutzten die Welfen rasch die sich bietende Gelegenheit. Ihre Besitzungen erstreckten sich bereits über Schwaben und Bayern, und nun strebten sie nach Bestätigungen, Privilegien und erweiterter Autonomie; als Lothar Verbündete gegen die Ansprüche der Staufer benötigte, boten die Welfen ihre Unterstützung an und wurden dafür reich belohnt. In den 1130er Jahren hatte sich ihr Standbein in Bayern zu einer gefestigten Herrschaftsstellung entwickelt. Ländereien, die einst kaiserlichen Verwaltern unterstanden hatten, waren nun der welfischen Autorität unterworfen; die von ihnen gesicherten Straßen warfen Gewinne ab, und an den Flussübergängen flossen Zolleinnahmen in ihre Kassen. Zur Mitte des Jahrhunderts war ein neuer Heinrich aus ihren Reihen hervorgetreten: Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen – ein Mann, der so regierte, als hätte das Land selbst auf sein Kommen gewartet. Zwar war Bayern den Welfen 1138 entglitten, doch Heinrich gewann das Herzogtum 1156 für sein Haus zurück und vereinte es mit seinen nördlichen Gebieten.

In Bayern unterdessen waren die alten Streitigkeiten um die Investitur

ruhigeren Sorgen gewichen. Der Konflikt drehte sich nicht mehr um Bischofstäbe; er galt nun dem Geld: Jeder Sack Gerste trug ein Siegel, jedes Fass eine Kerbmarkierung, und der Wandel spiegelte sich in den Zehntverzeichnissen von Tegernsee wider, wo Zahlen in die Ränder drängten, die einst für Gebete reserviert gewesen waren.



Zu Beginn des 12. Jahrhunderts nutzten Kaufleute dieselben Wege, die einst Pilger beschritten hatten; sie transportierten Salz aus Reichenhall, Wolle aus Schwaben und Pergament aus Regensburg, und zwischen ihren Wagen rollten eisenbeschlagene Fässer, schwer vom Bier der Klöster. Was einst als Getränk für fastende Mönche begonnen hatte, gelangte nun weit entlang der Isar; ein Bauer tauschte womöglich ein Fass gegen eine Pflugschar, ein Steinmetz gegen Meißel. Die alten **servitia** – die Verpflichtung, Arbeitsleistung mit Bier zu entlohnen – ließen die Grenze zwischen Segen und Tagelohn verschwimmen. In Freising hinterließ dieser Wandel Spuren in den Zehentbüchern: ein Fass für den Müller, zwei für die Schiffsleute. Niemand nannte es Handel. Für die Äbte galt es nach wie vor als Nahrung. Doch aus wiederholten Gaben wurde Gewohnheit, und Gewohnheit verlangte nach Maß; so tauschten die Abteien entlang der Isar Fässer gegen Eisennägel, Pergament und Mühlsteine, bis sich das Almosen still und leise in Wirtschaft verwandelt hatte.

In Andechs festigten die Herren von Dießen ihre Herrschaft über den Hügel mit Blick auf den Ammersee; an der Stelle des alten Holzbaus erhob sich nun eine Steinkirche, deren Reliquien einen stetigen Strom von Pilgern anzogen. Ihr Einfluss erstreckte sich zwar vornehmlich auf die Täler, die sie kontrollierten, und sie beugten sich dem kaiserlichen Siegel, doch ihre wahre Macht gründete auf lokalen Eiden, Zöllen und den von ihnen instand gehaltenen Wegen.

Im Voralpenland südlich des Isartals schufen die Grafen von Scheyern etwas Stilleres, aber nicht minder Beständiges. Gräfin Haziga hatte in den 1070er Jahren eine kleine Mönchsgemeinschaft gestiftet – zunächst in Bayrischzell, wo

sich das Wasser als knapp und das Tal als zu eng erwies; die Brüder zogen noch dreimal um, bevor sie sesshaft wurden. In den 1080er Jahren gingen sie nach Fischbachau, 1104 auf den Petersberg bei Eisenhofen und schließlich, fünfzehn Jahre nach Hazigas Tod, auf die alte Burg der Familie auf einem Höhenrücken über der Paar. Stifter in jenem letzten Jahr war ihr Nachkomme Otto V., der sich bereits Graf von Wittelsbach nannte. Im Jahr 1119 übergab er die verlassene Stammburg an die Brüder vom Petersberg und verlegte seinen eigenen Hofsitzen an einen neuen Ort in der Nähe. Die Burg, die die Familie zurückließ, nannten die Mönche Scheyern, und jene, in die sie zogen, nannten sie Wittelsbach; von dieser kleinen Verlagerung leitete die Familie ihren Namen ab. Die Brüder errichteten ihren Altar dort, wo einst die Halle der Familie gestanden hatte, und die Gemeinschaft fügte sich in das bewährte Muster älterer Abteien ein: Felder und Gärten, Gäste auf der Durchreise und ein Brauhaus im Hof.

Weiter südlich, am Tegernsee, brauten die Brüder während langer Sommer; ihr Bier wurde klarer, und die Fässer wurden statt mit Pech mit Wachs versiegelt. Reisende machten am See Station und hinterließen Münzen, wo einst Segenswünsche genügt hatten. Neue Scheunen entstanden, ein Gästehaus öffnete seine Pforten, und wenngleich die Mönche weiterhin vor der Morgendämmerung aufstanden, gehörte der Tag nicht mehr allein dem Kloster. In Scheyern läuteten die Glocken neben den Werkstätten, und Pilger trugen das Bier der Abtei auf der Straße nach Augsburg hin und her. Hopfen aus der Hallertau fand allmählich Eingang in den Sud; seine Bitterkeit trug dazu bei, dass das Bier auf dem Transportweg etwas länger haltbar blieb.

Auf dem Hügel über Frisinga trafen die Benediktiner von Weihenstephan in jenen Jahren eine eigene, stille Vereinbarung. Ihre Ländereien lagen verstreut im Tal – einige Felder bei Langengeisling, andere bei Marzling, Moosburg, Assenhausen und Oberhummel; jedes einzelne war zu weit entfernt, um genau beaufsichtigt zu werden, und zu klein, um für sich genommen ins Gewicht zu fallen, sodass die Pachteinnahmen oft verspätet, spärlich oder gar nicht eingingen. Um das Jahr 1142 trug Abt Sigmar das Anliegen Otto vor, dem Bischof von Frisinga – einem Zisterzienser, der in Paris studiert hatte und aus der Abtei Morimond auf den Bischofssitz gekommen war –, und die beiden Männer

vereinbarten einen Tausch. Das Kloster gab seine abgelegenen Besitzungen auf, und im Gegenzug übertrug der Bischof ihm seine Einkünfte aus Vötting, jenem Dorf, das direkt am Fuße des Klosterhügels lag. Die Regelung kam beiden Seiten zupass: Der Bischof vereinte verstreute Ländereien im Einzugsbereich der Kathedrale, während die Mönche ihre Einkünfte in unmittelbare Nähe holten, wo man sie besser im Blick behalten konnte. Kurz darauf hielt ein Schreiber die Bedingungen auf Pergament fest – beglaubigt und besiegelt –, und die Urkunde wanderte in die Truhe der Abtei, zu den Pachtverzeichnissen und älteren Schenkungsurkunden: ein gewöhnliches Dokument über einen gewöhnlichen Tauschhandel. Vötting stand ihnen nun zur Verfügung – ein Feld und eine verstreute Ansammlung von Häusern am Fuße des Hügels –, und niemand, der seinen Namen unter das Pergament setzte, hielt den Ort eines zweiten Blickes für wert.

In diesen Jahrzehnten richteten die bayerischen Herzöge ihren Blick auf die Flüsse. Wer die Brücken kontrollierte, kontrollierte auch die Einnahmen. Der Übergang bei Freising gewann so sehr an Bedeutung, dass er bewacht werden musste; anfangs bestand der Zoll noch aus Getreide oder Salz – bisweilen auch aus einem Becher Bier –, doch im zwölften Jahrhundert wurde unter den Augen der Mönche bereits in Münzen abgerechnet. Die Mönche, die die Brücke verwalteten, führten ihre Rechnungsbücher direkt neben ihren Psaltern. Überall in der Region entstanden Steinbauten. Regensburg begann 1135 mit dem Bau seiner Steinbrücke, und nach deren Fertigstellung maßten sich die Adligen entlang der Donau an diesem Bauwerk. Zur Mitte des Jahrhunderts verlagerte sich zudem die Braukunst aus den Klöstern in die bäuerlichen Haushalte: Bauern hielten Kessel an ihren Herdfeuern bereit, Gasthäuser an der Donau brauten für Fährmänner und Kaufleute, und die Brauer begannen, sich in losen Gemeinschaften zusammenzufinden und Absprachen über das Getreide zu treffen. Ein Handwerk nahm Gestalt an.

Südlich von Freising, wo sich die Isar in einer Schleife durch Wiesen und Erlenwälder wand, befand sich an einem alten Mönchspfad eine kleine Anlegestelle. Eine Handvoll Laienbrüder aus einer Benediktinerzelle – abhängig von Tegernsee oder Schäftlarn – betrieb dort eine Fähre; von den Mönchen

wurde der Ort *apud Munichen* genannt. Eine Furt, eine Kapelle, ein paar Hütten – mehr nicht. Doch hier trafen die Wege aus den Alpen zusammen; die Brüder segneten Reisende und verkauften bisweilen ein Fass an durchziehende Kaufleute, der Geruch von Maische lag in der Luft, und Ochsen tranken im flachen Wasser, in dem auch die Fässer gekühlt wurden. Die Fährgebühren waren ein ständiger Streitpunkt zwischen Herzog und Bischof, wobei sich beide gegenseitig beschuldigten, den größeren Anteil für sich zu behalten.

In den 1150er Jahren war die Anlegestelle bei Munichen bereits so einträglich geworden, dass man sie nicht mehr ignorieren konnte. Die alte Brücke bei Föhring, flussaufwärts gelegen, gehörte dem Bischof von Freising und brachte Zölle von jedem Wagen ein, der nach Augsburg unterwegs war. Heinrich der Löwe beobachtete, wie die Münzen an seinen eigenen Ländereien vorbei nach Norden flossen und wie die Kaufleute ihre Wagen in Richtung der bischöflichen Waage lenkten. An der Anlegestelle der Mönche – *apud Munichen* – hatte sich der Verkehr von einem Rinnsal zu einem stetigen Strom entwickelt: Wollwagen aus Schwaben, Salzwagen aus Reichenhall, Pilger aus Tirol – sie alle hielten dort für einen Segen, für Wasser und bisweilen für ein Bier. Von der Morgendämmerung bis zum Einbruch der Dunkelheit knarrte die Fähre. Selbst im Winter, wenn Eis an den Holzbalken haftete, setzten Händler über, die Mäntel vor Frost erstarrt. Im Frühjahr 1158 ließ Heinrich an der Anlegestelle der Mönche eine neue Brücke errichten. Holzhacker rückten an, fällten Erlen und Fichten auf den Wiesen und schleppten die Stämme ans Flussufer; ein provisorischer Damm erhob sich aus dem Schlamm, und Wagen voller Kalk und Eisenwerkzeuge drängten sich auf dem alten Pfad hinauf zum Hügel. Bis zur Sommersonnenwende spannte sich eine grob gezimmerte Brücke über das Wasser; der Herzog markierte daneben mit dem Schaft seines Speers einen Marktplatz und ließ in der Nähe eine Münzstätte anlegen, deren Öfen niedrig und breit für eine gleichmäßige Hitze gebaut waren.

Als die ersten Wagen über die neue Brücke fuhren, sandte Heinrich Männer flussaufwärts nach Föhring. Sie führten Äxte und Befehle mit sich. Die Brücke des Bischofs wurde Balken für Balken abgerissen, die Planken in die Strömung gekippt und in Richtung des Schilfs geschwemmt. Pilger aus Tirol

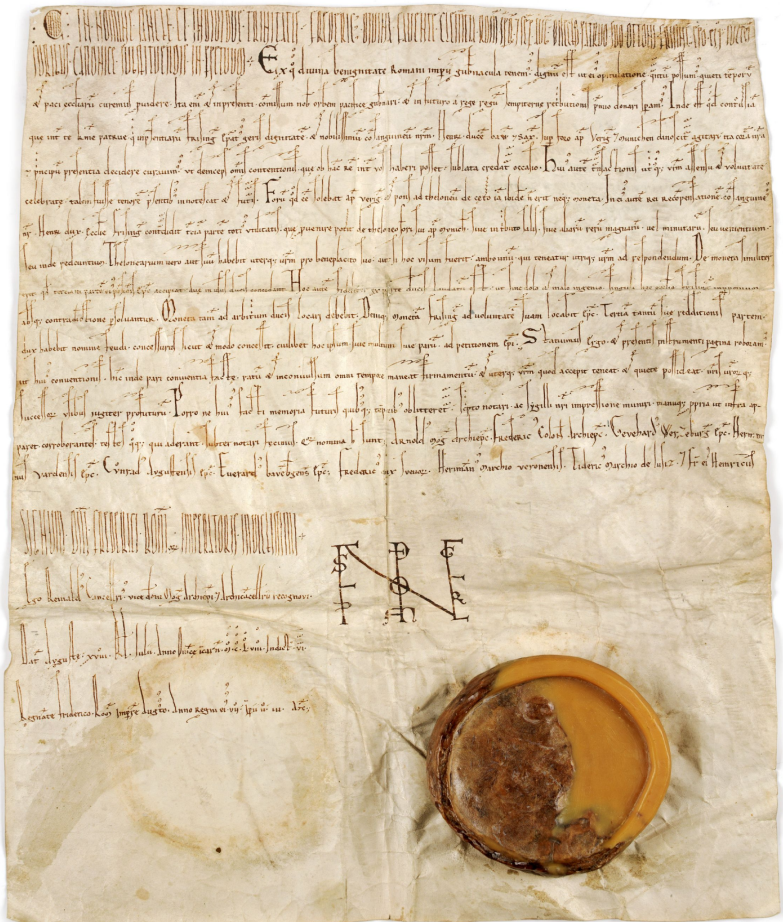
fanden ihren alten Weg von Wachen versperrt, die auf den neuen Übergang des Herzogs deuteten. Händler fluchten zunächst, folgten dann aber den Gesten der Wachen; ihre Karren rollten nach Süden zu den neuen Marktständen und dem Klang der Münzstätte am Wasser.

In Freising erkannte Bischof Otto sofort, was ihm entzogen worden war. Die alte Brücke bei Föhring hatte über Generationen hinweg seine Kassen gefüllt; ihre Zölle finanzierten das Domkapitel, das Armenhaus und die Kanoniker, die die Stundengebete im Dom verrichteten. Heinrichs neuer Übergang schnitt in diese Einnahmen wie eine Axt in weiches Holz. Ottos erste Briefe an den Herzog waren scharf im Ton, aber noch diplomatisch gehalten; er pochte auf alte Rechte und hergebrachte Abgaben. Heinrich ignorierte sie. Als auch weitere Schreiben keine Abhilfe schafften, wandte sich Otto an jene Instanz, die einen Herzog in die Schranken weisen konnte. Kaiser Friedrich Barbarossa war sein eigener Neffe, der Sohn seines Halbbruders, und Otto hatte vor Kurzem begonnen, die Geschichte von dessen Herrschaft niederzuschreiben. Ihm trug er seine Beschwerde vor.

Barbarossa berief für jenen Juni einen Reichstag in Augsburg ein, um den Fall zu verhandeln. Bischof, Herzog und Fürsten erschienen; Otto sprach von entgangenen Einnahmen und verletzten Bräuchen, Heinrich von Handel, Sicherheit und den Bedürfnissen der Reisenden. Zeugen beider Seiten traten auf – Kaufleute, Fährmänner und Kleriker aus den Klöstern flussaufwärts. Am Ende fiel das Urteil zugunsten des Herzogs aus. Die Brücke, der Markt und die Münzstätte sollten an den von ihm festgelegten Orten verbleiben, womit der neue Übergang zum Handelszentrum an der Isar bestimmt wurde. Doch Barbarossa ließ die Kirche nicht leer ausgehen: Otto erhielt auf Dauer ein Drittel aller Zölle, Marktgebühren und Münzgewinne – eine Geste, die den Schmerz lindern sollte, ohne Heinrichs Werk rückgängig zu machen. Das Dekret regelte mehr als nur Eigentumsfragen; es zog eine klare Grenze zwischen dem, was Herzöge beanspruchen konnten, und dem, was Bischöfen verblieb.

Nach dem Schiedsspruch wandelte sich das Wesen des Flusses. Wagenräder polterten über harzverklebte Bohlen, Zollglocken läuteten, Münzen klirrten auf den Ladentischen, und am Brückenkopf entstanden Gasthäuser, deren neue

Keller bis unter die Decke mit Fässern gefüllt waren. Was einst nur aus einer Fähre und wenigen Hütten bestanden hatte, war nun zu einem festen Punkt in den Annalen des Reiches geworden. Infolge des Dekrets erhielt der Ort einen Namen in Recht und Brauchtum; mit Tinte wurde er auf Barbarossas Pergament als Markt bei den Mönchen – **forum apud Munichen** – verewigt.



Nach dem Schiedsspruch wandelte sich das Wesen des Flusses. Wagenräder polterten über harzverklebte Bohlen, Zollglocken läuteten, Münzen klirrten auf den Ladentischen, und am Brückenkopf entstanden Gasthäuser, deren neue Keller bis unter die Decke mit Fässern gefüllt waren. Was einst nur aus einer Fähre und wenigen Hütten bestanden hatte, war nun zu einem festen Punkt in den Annalen des Reiches geworden. Infolge des Dekrets erhielt der Ort einen Namen in Recht und Brauchtum; mit Tinte wurde er auf Barbarossas Pergament als Markt bei den Mönchen – *forum apud Munichen** – verewigt. Augsburger Schied, 14. Juni 1158. Urkunde Friedrich Barbarossas zur Beilegung des Streits zwischen Otto von Freising und Heinrich dem Löwen um die Isarbrücke, wobei dem Bistum Freising auf ewig ein Drittel der Zolleinnahmen und der Münzrechte zugesprochen wurde. Erste urkundliche Erwähnung Münchens. Bayerisches Hauptstaatsarchiv München; Kaiserselekt; MGH D.F.I. 218.